Der Schwarzarbeiter besass einst Grund und Boden

Autor(en): **Schnieper, Marlène**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **102 (2008)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-389969

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Marlène Schnieper

Der Schwarzarbeiter besass einst Grund und Boden

Mohammed war der erste Palästinenser, der mir eine Vorstellung darüber gab, was den Menschen im von Israel besetzten Westjordanland heute unter den Nägeln brennt. Ich lernte ihn kennen, als ich vor zwei Jahren im Tel Aviver Stadtteil Jaffa eine Wohnung bezog. Die Wohnung glich zu jener Zeit immer noch einer Baustelle. Mohammed baute gerade die Küche ein, strich Wände, legte Platten. Als Schwarzarbeiter konnte er dafür nur wenig verlangen. Dass er dafür einen beschwerlichen und riskanten Weg auf sich nahm, war ein Mass für seine Not. Die jüdischen Besitzer meiner Wohnung profitierten davon, doch trugen sie auch ein Stück des Risikos mit. Das stimmte mich ihnen gegenüber freundlich und liess mich vergessen, dass sie mir ursprünglich versprochen hatten, das Appartement werde fertig sein, wenn ich einziehe.

Am Tag feilte und pinselte der Palästinenser. Abends vertilgten wir an einem improvisierten Tisch ein kleines Mahl und redeten. Mohammed, 47-jährig, hat im Selbststudium Englisch gelernt, je mehr er aus sich herauskommt, umso besser kann er sich ausdrücken. In jenen ersten Gesprächen diskutierten wir über die aktuelle Politik, seine wirtschaftliche Lage und seine Kinder. Nach seinem persönlichen Schicksal habe ich damals nicht gefragt. Er übernachtete im unteren Stock auf einer Matratze, ich im oberen auf einer anderen, da der Container mit meinen Möbeln noch nicht eingetroffen war.

Mohammed wohnt in Nablus. Dort haben sich einst Kulturen und Handelswege gekreuzt. Heute gilt die Stadt in der nördlichen Westbank als Brutstätte der Gewalt. Wundern muss man sich darüber nicht. Die Stadt liegt 13 Kilometer östlich der Waffenstillstandslinie von 1949. Trotzdem haben sich in dieser Gegend unterdessen 14 jüdische Siedlungen festgesetzt. Ausleger davon kriechen über alle Hügel. Zum Schutz der Siedler hat Israel um Nablus herum 102 Hindernisse errichtet, darunter sieben feste und drei zeitweilige Checkpoints. Innerhalb der Absperrungen liegen vier Flüchtlingscamps. Nur etwa 300 der insgesamt 130 000 Einwohner der Stadt haben die Erlaubnis, die israelischen Wachposten mit dem Auto zu passieren. Die übrigen müssen zu Fuss durch die käfigartigen Tore.

Mittlerweile stellt Tony Blair, der Gesandte des Nahostquartetts, den palästinensischen Städten alle paar Wochen Erleichterungen des Personen- und Güterverkehrs in Aussicht. Mohammed spürt nichts davon. Noch immer lebt der 47-Jährige von Gelegenheitsarbeiten. Vor geraumer Zeit haben sich die Strassenkontrollen so verschärft, dass er es nicht mehr wagen kann, heimlich über die Mauer zu klettern.

Jüngst traf ich ihn allerdings in Nablus selbst. Dort stellte er mir seine Frau Maryam und fünf seiner sechs Kinder vor. Die jüngeren sind noch am Gymnasium, die älteren schon an der Uni. Nesreen, eine der Töchter, studiert in den USA. Das erste Jahr hat er ihr aus dem Ersparten seines früheren Gastarbeiterlohns selbst finanziert, sie ist aber so talentiert, dass sie inzwischen in Vermont ein Stipendium erhalten hat.

Nach den ersten Semestern schwankt sie, ob sie Medizin oder Politologie stu-

dieren will. Weil die Eltern fürchteten, dass sich ihre Tochter, wenn sie in den Semesterferien nach Hause käme, in Nablus zu sehr eingesperrt fühlt, empfahlen sie ihr, sich in der freien Zeit andere Teile der Welt anzusehen. So flog Nesreen im vergangenen Sommer in die Ukraine, um die Umstände zu erforschen, die Juden dort schon unter dem russischen Zaren und dann wieder während des Hitlerfaschismus' in die Flucht getrieben hatten.

Dabei ist Mohammed selber in Balata, dem grössten Flüchtlingslager von Nablus und der Westbank, aufgewachsen. Seine greise Mutter lebt immer noch dort, sein Vater ist auf dem Friedhof des Camps begraben. Mohammed hatte dort geheiratet, alle Kinder sind dort geboren worden. Und doch ist sein ehemaliges Heim in diesem Lager bereits so viel besser ausgebaut als alles rundherum. In den Räumen, die er für seine junge Familie im Camp zurechtmachte, lässt sich schon der Handwerker erkennen, der mein Appartement in Jaffa mit speziellen Beschlägen und Bodenplatten ausgestattet hat. Inzwischen konnte er ein Haus ausserhalb des Lagers erwerben, und auch dieses bröckelnde Anwesen im Stadtinnern hat er mit Bienenfleiss ausgebaut.

Meine Begeisterung über so viel Geschick löste Mohammed die Zunge. Plötzlich erzählte er mir, dass er selbst aus Jaffa stammt. Während des britischen Mandats war dieser Ort eine florierende Hafenstadt, Zentrum des Handels mit Zitrusfrüchten, «Juwel» des historischen Palästinas. Gegen 80 000 Araber lebten dort, nochmals 40 000 in den Dörfern der Umgebung. Am Ende des Kriegs von 1948/49 blieben davon 4000. Die anderen waren vertrieben worden oder von sich aus geflohen, weil sie von Massakern in der Umgebung gehört hatten.

Nach dem UNO-Teilungsplan vom 29. November 1947 hätte diese Stadt weiterhin zu Palästina gehören sollen. Den militanteren Zionisten passte das nicht. Noch ehe die Briten abzogen und die arabischen Armeen anrückten, legten zionistische Gruppen Sprengsätze. Der arabische Widerstand war schwach. Am 25. April 1948 bombardierte der Irgun, Menachem Begins Terrorgruppe, zivile Sektoren der Stadt. Daraufhin setzte der grosse Exodus ein. Am 14. Mai 1948, dem Tag, an dem David Ben Gurion Israels Unabhängigkeit proklamierte, war Jaffa von seinen arabischen Einwohnern nahezu «befreit», ein Jahr später wurde es Tel Aviv eingemeindet.

Mohammeds Grossvater hatte in Jaffa eine Glasfabrik und zwei Häuser besessen. In den Ereignissen um 1948, die für sein Volk zur Nakba, zur nationalen Katastrophe wurden, war er verwundet worden und in Gaza gestrandet, wo er später vor Kummer starb. Mohammeds Vater, damals ein 12-jähriger Bub, war auf der Flucht von seiner Familie getrennt, in Jordanien aufgegriffen und in die Westbank verfrachtet worden. Seinem Sohn hat er eine Contenance vererbt, die man nur bewundern kann. «Verloren ist verloren», sagt Mohammed. «Wir Palästinenser müssen lernen, das Wünschbare vom Möglichen zu unterscheiden.» Er wäre schon zufrieden, wenn er in dieser oder jener israelischen Stadt bald wieder legal auf dem Bau arbeiten könnte, damit es seine Kinder einmal besser haben.

Seit ich Mohammeds Geschichte kenne, fühle ich mich in meiner Wohnung in Jaffa bisweilen selber fast als Siedlerin, obwohl oder gerade weil kein Zweifel besteht, dass dieses Terrain heute zu Israel gehört. •